

W. Windelbands Einleitung in die Philosophie.

Von Hans Pichler.

Die Versuche, zu definieren was Philosophie ist, also das Wesen der Philosophie in einem deutlichen Begriffe zu erfassen, werden naturgemäss immer unbefriedigend ausfallen, so lange die Systematik der Philosophie sich sachlich noch nicht entschieden ausgeprägt hat. Es ist zweifellos ein Mangel der Philosophie, dass sie nicht präzis sagen kann, was sie ist, und es ist gut, dass sie diesen Mangel oftmals empfindet. Denn das Wesen der Philosophie zu klären, kann der Ausprägung ihrer sachlichen Systematik ebensosehr dienen, wie umgekehrt ihr Begriff von dieser Ausprägung abhängig ist. Die Philosophie ist aber keineswegs allein in der Situation, ihre Probleme nicht eindeutig bestimmen zu können. Mit der Definition dessen, was etwa die Physik oder gar die Mathematik ist, steht es gleichfalls recht schlecht; hier ist also die Philosophie in der Gesellschaft der höchstentwickelten Wissenschaften. In einer einzigartigen Lage ist sie nur insofern es ihr — wenn man von der Logik absieht — schwer wird, sich über allgemein anerkannte Problemlösungen auszuweisen. Die Dürftigkeit ihrer auch nur innerhalb der Philosophie allgemein anerkannten Ergebnisse ist es ja gerade, was den Einzelwissenschaften stets aufs neue zum Argument gegen ihren wissenschaftlichen Charakter dient. Doch ist sie in ihren Ergebnissen nicht eigentlich schlechter sondern nur anders gestellt wie die übrigen Wissenschaften. Man entschuldigt wohl manchmal die Philosophie damit, dass sie als Wissenschaft aller Prinzipien den schwersten Teil aller Wissenschaften hat, und dass sie daher naturgemäss am schwersten zu gesicherten Ergebnissen kommt. Aber dies ist eine unangebrachte Nachsicht. Es ist allerdings wahr, dass in Geschichte und Gegenwart die Philosophie nie Einstimmung sondern stets den Zwist gegensätzlicher Lehren zeigt. Doch es liegt eben in der Natur ihrer Probleme, dass die Philosophie ihre Begriffe

durch die Ausprägung und Überwindung von Gegensätzen vertiefen muss, und dass sie nie über Thesen und Antithesen hinausgelangt, weil jede Synthesis sich stets wieder als vorläufig erweist und eines Gegensatzes fähig ist und bedarf. Der Weg zur allseitigen Erfassung des Wesentlichen der Grundbegriffe führt nur durch Einseitigkeiten, die sich anfangs negieren und schliesslich ergänzen. Leibniz antezipiert Hegel, wenn er sagt: die Philosophien sind wahr in dem, was sie bejahen und falsch in dem, was sie verneinen. Die Geschichte der Philosophie zeigt nicht bloss den Zwist der Einseitigkeiten, sondern auch deren Versöhnung in der Vielseitigkeit, die jeweils ein höheres begriffliches Niveau darstellt. Und so beruht denn der Fortschritt des philosophischen Denkens nicht darin, dass es seine definitiven Feststellungen extensiv vermehrt, sondern darin, dass es sich an den unumgänglichen Einseitigkeiten bereichert, und so — wenn auch oft langsam und stockend und manchmal auch rückläufig — zu einer immer höheren Vielseitigkeit gelangt. Es ist nun ausserordentlich wichtig, dass einmal ein Berufener die erreichten Höhen der Begriffsentwicklung feststellt und darstellt. Dies leistet Windelband in seiner Einleitung in die Philosophie.¹⁾ Nicht den eisernen Bestand an unbestrittenen Lehrsätzen sondern einen Überblick auf die Höhepunkte der Philosophie und eben damit auch einen Ausblick auf das Ganze und einen Einblick in ihr Wesen erwarten wir von einer Einleitung in die Philosophie. Doch ist es wohl überhaupt erst Windelband, der dem Thema diese systematische Bedeutung gibt; deshalb ist schon das Programmathe seines Werkes von hohem Wert, und so kann zum Ruhm der Ausführung nichts besseres gesagt werden als dass sie ist, was sie sein will. Seinem Gehalt nach ist dieses Werk kein Buch für Anfänger. Es ist aber so einfach und klar geschrieben, elementar in seinen Anfängen, massvoll in seinen Steigerungen, planvoll in seinen Weiten, dass es der Form nach jedenfalls grösseren Kreisen zugänglich ist. Es ist Windelbands Absicht, auch zu diesen Kreisen zu sprechen. Die Dinge der Philosophie gehen zwar nicht jeden an, aber sie sollten jeden angehen d. h. es haben zwar die wenigsten der Philosophie etwas zu sagen, aber die Philosophie hat allen etwas zu sagen, denen es mit ihrer Weltanschauung Ernst

¹⁾ „Einleitung in die Philosophie“ von Wilhelm Windelband. Tübingen 1914.

ist. Dass die Philosophie Wissenschaft der Weltanschauung ist, dies heisst nicht, dass sie eine Weltanschauung lehrt oder dass Weltanschauungen überhaupt lehrbar sind, sondern dass sie im Bereiche des Gewünschten und Geglaubten der Weltanschauungen das Gewusste sucht. Eine theoretische und eine praktische Bedeutung der Philosophie unterscheidet Windelband: sie soll nicht bloss Wissen sondern auch Weisheit lehren. Das ist aber doch wohl nicht ganz im Sinne der antiken Philosophie gemeint sondern im Sinne des Wortes, dass Weisheit die Wissenschaft von den Zwecken ist. Die Philosophie soll also nicht bloss ein Wissen um das Sein sondern auch ein Wissen um das Sollen vermitteln. Weisheit im antiken Sinne wäre das Wissen um das Sollen nur dann, wenn das unweise Wissen, weil nicht innerlich erlebt, kein wahres Wissen ist. —

Die Einteilung des Werkes ist folgende: unter den theoretischen Problemen bespricht Windelband Probleme des Seins, des Werdens und der Erkenntnis; unter den Wertfragen ethische, ästhetische und religiöse Probleme. —

Am Sein unterscheidet Windelband das Gegebene und das Aufgegebene; der Positivismus, der nur das Gegebene anerkennt, ist die Negation der Philosophie, da das Gegebene, die Erscheinung, nicht das wahre Sein bedeutet sondern nur den Ansatz zu einer Lösung. Die Philosophie also ist die Lehre von den aufgegebenen Ideen, sie wird zur Metaphysik, indem sie die Ideen hypostasiert. So denken wir im Dingbegriff eine ideale Einheit, die nicht bloss im vorwissenschaftlichen sondern auch im wissenschaftlichen Denken nie gegeben ist, die aber das wissenschaftliche Denken stets aufs neue zu Annäherungen an das Ideal anspricht. Wie willkürlich und vage die empirischen Einheitsbegriffe sind, und wie konstruktiv und doch unzulänglich die wissenschaftlichen, dies wird eingehend gezeigt. Den abstrakten Einheitsbegriff, den die Kategorie der Substanz aufstellt, hat der Rationalismus am schärfsten ausgedacht; in knapper und klarster Darstellung skizziert Windelband diese Lehre der alten Ontologie und zeigt, dass sie selbst dann einseitig ist, wenn man sie nicht als Dogma sondern als Idee auffasst. Der rationalistische Substanzbegriff ist durchaus universalistisch gedacht, er lässt das Interesse, das wir am Individuum nehmen, nicht zur Geltung kommen. Denn ihm ist kein empirisches Individuum eine ursprüngliche Einheit sondern bloss ein Zusammengesetztes aus elementaren Einheiten.

Insofern ist es bezeichnend für den logischen Rationalismus, dass er in der Kombinatorik die höchste Wissenschaft sah. Doch weist Windelband selbst darauf hin, dass die Metaphysik von Leibniz über das rein logisch Kombinatorische hinausführt. Es handelt sich hierbei um die gegensätzlichen Behauptungen, dass es nur eine wahre Substanz resp. dass es eine Vielheit von Substanzen gibt, also um den Gegensatz des substanzialistischen Monismus und Pluralismus. Der Glaube an den allseitigen Zusammenhang in der Natur erzeugt den Gedanken, dass es keine Vielheit selbstständiger Substanzen sondern nur unselbständige Teile einer allfassenden einzigen Substanz gibt. Dieser substanzialistische Monismus führt zur Vergottung der wahren Substanz. Der Pantheismus ist seine reinste Ausprägung, während der Monotheismus nur auf der Einzigkeit der ursprünglichen Substanz besteht und eine Vielheit relativ selbstständiger Substanzen zumindest dann anerkennt, wenn er die Willensfreiheit voraussetzt. Der extreme Monismus der Substanz, erdacht um den Zusammenhang in der Vielheit zu erklären, findet keinen Übergang von der metaphysischen Einheit zur empirischen Vielheit und so ist sein Alleines eher das Nichts als das All. Der Pluralismus hingegen ist als metaphysische Doktrin nicht bloss historisch unfruchtbar geblieben sondern schon seiner Natur nach keine Quelle philosophischer Gedanken. Doch kann sich der Pluralismus mit dem Universalismus verbinden, so dass ihm die Einheitlichkeit der Substanzen die Einzigkeit der Substanz ersetzt. Daraus entspringen unzählige Übergänge zwischen Monismus und Pluralismus, der ausgeglichenste aller Standpunkte, den die Monadologie einnimmt, kann ebensowohl als Monismus wie als Pluralismus aufgefasst werden, d. h. er ist deren reifste Synthesis. Schon Spinozas alleine Substanz ist durchaus nicht so extrem, das Alleine als leer und das Viele als nichtseiend zu denken. (Spinozas Gott ist ja selbst *more geometrico* gedacht, d. h. als das Totum, das die Vielheit befasst und bestimmt wie der Raum die Räume.) Doch erst Leibniz versöhnt Monismus und Pluralismus und Universalismus und Individualismus. Als denjenigen Gesichtspunkt, der in der Monadologie alle diese Gegensätze versöhnt, stellt Windelband dies ans Licht, dass sie die Teile des Ganzen dem Ganzen gleich sein lässt, d. h. dass sie den Makrokosmos aus Mikrokosmen aufbaut, die den Makrokosmos „enthalten“. Im System der Monaden stellt jede Monade nicht bloss die andern vor sondern auch sich selbst, — darin dass sie sich selbst (darstellen und) vorstellen, äussert

sich das Eigene ihres Seins und Soseins. Doch darf dies keineswegs nach Analogie etwa eines Systems von Massen gedacht werden, d. h. der Inhalt der Monaden lässt sich nicht aus ihrem Eigenen und aus dem Eigenen der fremden Monaden so bestimmen, wie die Bewegungen jedes Körpers abhängig sind von seiner eigenen und den fremden Massen. Diese Auffassung ergäbe nur einen pluralistischen Individualismus. Sondern die Monaden haben nur dies als Eigenes, dass sich in ihnen das Universum der übrigen spiegelt. Doch ist der Einwand von Windelband vielleicht nicht triftig, dass die Monadologie nur ein System von Relationen ohne Fundament, von Reproduktionen ohne Inhalt ist. Dies gilt ja nur, wenn man das Ganze aus den Teilen zusammengesetzt denkt. Ist aber das Ganze — wiederum nach Analogie des Raumes — als universelle Ordnung Bedingung der Teile, dann ist jeder der Teile das Ganze in bestimmter Perspektive (in bestimmter „Klarheit“) und nur die Perspektive ist das Eigene der Monade, die zugleich nur als Perspektive Teil, als Substanz aber das Ganze ist. Dass sich dies natürlich auch umkehren lässt, ist nichts als der Ausdruck der absoluten Ausgeglichenheit der gegensätzlichen Tendenzen. Die Monadologie ist Synthesis dieser Einseitigkeiten nur in metaphysischer Verhüllung, dass sie aber trotzdem der theoretischen Begriffsbildung bedeutsame Möglichkeiten bietet, zeigt die originelle Anwendung, die Windelband von ihr im zweiten Teile des Werkes macht.

An die dialektische Entwicklung der Theorien über die numerische Quantität der Weltsubstanz schliesst sich die Dialektik der extensiven Weltgrösse an, die in der Tat einstweilen noch mehr Dialektik als dialektische Entwicklung ist. Windelband geht von der Erörterung des Wesens der extensiven Grösse zu den Problemen der räumlichen und zeitlichen Ausdehnungsgrösse der Welt, dann zu den Problemen der Unendlichkeit von Raum und Zeit selbst und schliesslich zu den Problemen der Realität von Raum und Zeit. Von den kosmologischen Quantitätsproblemen führt der Weg zu den wichtigsten Problemen der Qualität. Die Degradierung der sekundären Qualitäten wird nach ihrem Für und Wider erörtert und hierauf die allgemeinste qualitative Unterscheidung des Wirklichen in Physisches und Psychisches. An herkömmlichen Stellungen gemessen behandelt Windelband die entsprechenden Einseitigkeiten des Materialismus und des Spiritualismus durchaus vorurteilsfrei. Doch liegt eine gewisse Ungerechtigkeit auch noch in

der gleichwertenden Gegenüberstellung beider, insofern der Materialismus einen nicht zu unterschätzenden heuristischen Wert hat, den der Spiritualismus zumindest bisher noch nicht aufweisen konnte. Es ist gewiss Aufgabe der Philosophie, die unendlichen Oberflächlichkeiten der materialistischen „Weltanschauung“ blosszustellen, doch als wissenschaftliche Problemstellung mit fortschreitenden wissenschaftlichen Ergebnissen muss der Materialismus der Philosophie berechtigt und interessant erscheinen. Nicht der Spiritualismus sondern die transzendentalpsychologische Lehre vom Bewusstsein ist die ebenbürtige Antithesis des Materialismus, die die Dinge auch von der andern Seite sehen lehrt. —

Das zweite Kapitel behandelt die Probleme des Geschehens, von denen naturgemäss die Kausalität am eingehendsten behandelt wird. Auch bei der Kausalität zeigt Windelband wie bei der Substanz, dass sie im Bereiche der empirischen Begriffe nur vage auszudenken ist, so dass es nicht bloss die Aufgabe der Naturwissenschaften ist, bestimmte Kausalverhältnisse zu entdecken, sondern zugleich auch den Begriff des Geschehens zu präzisieren. In vierfacher Bedeutung wird der Ursachenbegriff angewendet: Dinge sind Ursache anderer Dinge; Dinge sind Ursache ihrer Zustände und Tätigkeiten; Zustände und Tätigkeiten sind Ursachen von Dingen (die „Substanz“ der Seele ist der Niederschlag der Erlebnisse); Zustände sind Ursachen von Zuständen. Für die Naturwissenschaft des Physischen hat sich nur diese letzte Kausalrelation als brauchbar erwiesen. Doch reicht man mit ihr nicht aus, denn es ist nicht ohne weiteres zutreffend, dass es sich hinsichtlich des Geschehens in der Körperwelt nur um die Frage handelt, welche Bewegungszustände Ursachen anderer Bewegungszustände sind. Die Beschleunigung z. B., die eine Masse durch eine andere erhält, ist ein Bewegungszustand, der nicht aus einem Bewegungszustand resultiert. Dem kausalbedingten Geschehen, das nur in wechselnden Kombinationen des an sich immer Gleichen besteht, stellt Windelband das seelische Geschehen gegenüber, das nicht bloss Verschiebungen eines uranfänglich Bestehenden darstellt, sondern jeweils ein Neues ist. Es ist mit seiner Geschichte identisch, indem es ebenso sehr seine Geschichte gestaltet wie es von ihr abhängt (d. h. es wächst nicht durch Akkumulation sondern durch organische Assimilation). Was Windelband über das seelische Geschehen und Beharren sagt, gehört zu den anziehendsten doch leider knappsten Partien des Werkes. Die theoretische Bedeutung

dieser Begriffe vom seelischen Geschehen erprobt sich glänzend in den späteren Anwendungen und Erweiterungen, die ihnen Windelband gibt. —

Es folgt eine erkenntnistheoretische, im negativen an Hume, im positiven an Kant orientierte Diskussion der Kausalität und ihres Verhältnisses zur Naturgesetzlichkeit. Manchen Möglichkeiten der Auffassung und Darstellung verschliesst sich Windelband dadurch, dass er dem Satz vom Grunde keine Bedeutung für die Kategorienlehre zugesteht. — Kausalität und Teleologie versöhnt eine in der Philosophie leider durchaus noch nicht eingebürgerte Auffassung der Teleologie, die dem Begriff der „Zweckmässigkeit ohne Absicht“ einen klaren Sinn gibt und also die Teleologie von allem Absichtlichen prinzipiell reinigt. Als zweckmässig für einen Zweck wird dasjenige angesehen, das „erforderlich“ ist, um diesen Zweck herbeizuführen, die teleologische Betrachtung ist also die Umkehrung der kausalen, sie fragt nach dem, was der Wirkung als erforderlich vorhergeht. Hingegen ist die unechte, d. h. die mit Absichten operierende Teleologie eine rein kausale Betrachtung, da ja die Absicht die Wirkung verursacht. Doch ist die wissenschaftliche Teleologie, die nach den Ursachen fragt, die erforderlich sind, um eine bestimmte Wirkung hervorzubringen, der kausalen Betrachtung nicht gleichwertig koordiniert sondern als ihre Anwendung subordiniert. Koordiniert wird die Teleologie der Kausalität erst dann, wenn eine tatsächliche Realdependenz der Ursache von der Wirkung, d. h. des Früheren vom Späteren angenommen wird. — Als letztes Problem des Geschehens wird die psychophysische Kausalität eingehend erörtert. —

Das 3. Kapitel, das die noetischen Probleme behandelt, bringt in einem gedrängten Grundriss der Erkenntnistheorie gleichfalls sehr viel Eigenes. Windelband geht davon aus, dass die Erkenntnistheorie zwar das Faktum der Wissenschaft aber nicht das Faktum der Erkenntnis voraussetzt. Es ist niemals Sache der Erkenntnistheorie, die empirische Geltung wissenschaftlicher Ergebnisse in Frage zu stellen, wohl aber ihre absolute Geltung zu prüfen. Die Erkenntnistheorie ist also für Windelband Kritik, aber nicht Kritik der Erkenntnis, sondern Kritik des wissenschaftlichen Denkens überhaupt. Während die ontisch-genetischen Probleme auf den Begriff des wahren Seins gingen, ist der Grundbegriff der Erkenntnistheorie für Windelband der Begriff der Wahrheit. In der Wahrheit soll das Sein nicht „abgebildet“ son-

dern erfasst werden. Dem transzendenten Wahrheitsbegriff ist der immanente Wahrheitsbegriff gegenüberzustellen, der die Bereiche des aposteriorischen und des apriorischen Wissens umfasst. — Die Paragraphen über den Ursprung und die Geltung der Erkenntnis geben eine Anschauung von der Mannigfaltigkeit der einseitigen erkenntnistheoretischen Standpunkte, die zum Schaden desjenigen, der ihnen verfallen bleibt und zum Vorteil derer, die sie überwinden, noch fortleben, nachdem die Entwicklung längst über sie hinausgeschritten ist. Die Kantische Auffassung oder vielmehr: eine Kantische Auffassung erhält das Wort über den Gegenstand der Erkenntnis. Es handelt sich hier darum, das Verhältnis vom Denken und Sein zu bestimmen, und mit ungemeiner Klarheit, die eine Fülle von Berichtigungen und Anregungen enthält, wird die Spontaneität und Produktivität des Denkens mit der Unabhängigkeit des Seins vereinbart. Die Welt der Dinge, unter denen und in denen wir leben, wird aus dem gestaltlos Gegebenen durch Auswahl und Ordnung gestaltet: „Zuerst vollzieht sich solche Auswahl und Ordnung, wie schon im Wahrnehmen, unwillkürlich, und dabei ergibt sich die gesamte Gestaltung unseres gegenständlichen Vorstellens in der Produktion unserer Welt als eines Ausschnitts aus der Realität. Was wir Gegenstand nennen, schon im ganz einfachen Wahrnehmen, ist niemals als solcher allein wirklich, sondern die Elemente, die in unsern Gegenstand als Bestandteile eintreten, stehen immer noch in zahllosen andern Beziehungen, die in die Enge unseres Bewusstseins nicht hineingehen. Insofern machen wir selbst die Gegenstände. Aber sie sind deshalb nicht etwas anderes als die Wirklichkeit, nicht die uns bekannte Erscheinung eines unbekanntes Ding-an-sich, sondern eben nur ein Stück der Realität, ein Stück, welches als solches wirklich ist, aber niemals für die ganze Wirklichkeit gelten darf. Nicht nur seine Bestandteile, sondern auch die Formen, in denen sich diese zu Gegenständen zusammenschließen, stecken in der Wirklichkeit selbst. Darin und darin allein besteht die Wahrheit unserer Erkenntnis, dass wir darin Gegenstände erzeugen, die nach Inhalt und Form in der Tat zur Realität gehören und doch eben in ihrer Ausgewähltheit und Geordnetheit als neue Gebilde daraus hervordringen.“ „Die erste, die naive und unbefangene Betätigung des Erkenntnistriebes ist ein unwissentliches Erzeugen ihrer Gegenstandswelt: nicht nur im Wahrnehmen, sondern auch in den daraus sich bildenden Meinungen gestalten sich die Gegenstände so schein-

bar von selbst und so ohne Betätigung seelischer Aktivität, dass sie als ein Fremdes, Aufgenommenes, Geschautes in der Seele wiederholt und abgebildet erscheinen. Erst im wissenschaftlichen Erkennen geht die Erzeugung der Gegenstände wissentlich und deshalb absichtlich vorstatten.“ An den rationalen, an den gesetzesuchenden, an den historischen Wissenschaften lässt sich dies je von einer neuen Seite zeigen. Auch die historischen, „beschreibenden“ Wissenschaften gestalten, ihre Individualbegriffe prägen aus den vage gestalteten Geschehnissen nach Wertgesichtspunkten des Lebens das geschichtlich Wesentliche aus. Und so die beschreibenden wissenschaftlichen Naturbegriffe; „das Christentum“ ist nicht mehr oder minder ein durch das Denken Gestaltetes wie etwa „die Alpen“. Und wieder die gesetzesuchenden Wissenschaften: sie vereinheitlichen das durch Individualbegriffe Erfasste und gestalten so daraus Bereiche eines einheitlichen Seins und Geschehens. Die rationalen Wissenschaften aber, Logik und Mathematik, gestalten die Prinzipien der Gestaltung. Die Gegenstände der Erfahrung sind nur durch die Mitwirkung des Denkens und nur als Stückwerk gegeben, aber eben dadurch kenntlich als Eigenwerk. Indes besteht das Schöpferische des Denkens doch nur in einer „selektiven Synthesis“, deren Formen und Inhalte in der Wirklichkeit enthalten sind. Diese Deutung der Kantischen Begriffe ist ebensowohl auch eine Deutung der Aristotelischen: in der gestaltlosen *ὑλη* liegen alle Möglichkeiten ihrer Form, die Entwicklung ist eine fortschreitende Gestaltung, die das *δυνάμει ὄν* zum *ἐνεργείᾳ ὄν* ausprägt, wobei die Welt der Dinge weder als reine *ὑλη* noch als reine *μορφή* je gegeben ist. Es ist die beste Erprobung eines Gedankens, wenn durch ihn einem alten Gedanken eine neue Form zuwächst, eine Form, die *δυνάμει* in ihm enthalten ist, die ihm also nicht aufgezwungen wird. —

Der zweite Teil des Werkes von Windelband ist den Wertfragen gewidmet. Er ist schon der Sache nach die persönlichere Angelegenheit, doch kommt noch hinzu, dass im Gebiete des Theoretischen die vorgegebene Gestaltung eine ausserordentlich ausgeprägte ist und zumeist also nur in Einzelheiten und Nuancen neue Gestaltung zulässt — während es im Gebiet der Werte doch noch viel formloser aussieht und so der individuellen Auffassung daher eine dauerhafte oder momentane aber doch jedenfalls umfassende Wirkung möglich ist. Da es sich um eine Einleitung in die Wertlehre handelt, ist natürlich auch hier die Gestaltung

zum grössten Teil darstellend, aber doch schon als Darstellung mit reicheren Möglichkeiten zu einer Ursprünglichkeit der selektiven Synthesis. So sind Windelbands Ausführungen über die Werte des Ethischen wohl der Höhepunkt des ganzen Werkes.

Urteile und Beurteilungen unterscheidend, findet Windelband in jenen die Aussage eines rein sachlichen Zusammenhanges, in diesen eine Wertung, die unsachlich ist, insofern der Ursprung der Werte im wertenden Subjekt liegt. Man kann wohl sagen, dass ein Ding, gerade weil es ein solches Ding ist, Wert hat; aber dies setzt doch voraus, dass gerade ein solches Ding gewertet wird, und dies stammt nicht aus dem Objekt sondern aus dem Subjekt. Die Frage, ob für die Werthaltung Gefühl oder Wille entscheidend ist, wird mit dem Hinweis beantwortet, dass es Gefühle gibt, die vom Wollen unabhängig sind, und ein Wollen, das nicht im Gefühl gründet, und dass es demgemäss einerseits Wertungen aus dem Gefühl oder dem Wollen gibt, und andererseits Wertungen vermittelter Natur, die durch das Gefühl auf das Wollen oder durch das Wollen auf das Gefühl zurückgehen. Der naive Realismus der Wertung erfährt bald eine Erschütterung durch die Wahrnehmung, dass Andere anders werten, doch steht dann immer dieser Verschiedenheit eine Gesamtheit von anderen Werten gegenüber, die in dem Lebenskreise des Individuums als „Sitte“ allgemeine Geltung besitzen. Die Sitte in einem bestimmten Lebenskreise erscheint dem in ihm Befangenen als Norm, nach der er sein eigenes Werten bewertet, d. h. als Gewissen. So entsteht eine reflektiertere Art der Wertung, die im allgemeinen sich nicht auf die hedonischen, sondern nur auf die ethischen und ästhetischen Werte (dies freilich dann im weitesten Sinne) bezieht. Immerhin gibt es unter Umständen — es ist nicht uninteressant dies anzumerken — eine Sitte und ein Gewissen sogar bezüglich des Hedonischen: nicht bloss der Knabe schämt sich, wenn er etwa am Spiel mit Puppen Gefallen findet, es gehört auch für den Erwachsenen eine seltene Selbständigkeit der Kultur oder Unkultur dazu, um durchweg in der Wertung seines ethisch und ästhetisch indifferenten Geniessens oder Missfallens autonom zu sein. Doch ist vielleicht wirklich nur auf dem ethischen und ästhetischen Gebiete der Dogmatismus der Wertung, wie ihn die Sitte enthält, jener bedeutsamen Erschütterung fähig, die das Individuum nicht bloss zur Selbstbehauptung unternimmt sondern als Restituierung des wahren Wertes empfindet.

Aus der Tatsache der Wertung des Wertens entwickelt Windelband die Probleme der Wertprinzipien. Einige vierzig Seiten, die das Prinzip der Moral behandeln, geben mit eindringlicher Klarheit einen Überblick über die wesentlichen Lehren vom Inhalt, vom Geltungsgrunde, vom Erkenntnisgrunde und von den Gründen der Befolgung des Sittengesetzes. Dieser Fülle im Referate folgen zu wollen, wäre eine unerspriessliche Aufgabe.

Eine gewisse Einseitigkeit der Darstellung liegt wohl darin, dass hauptsächlich Gesichtspunkte der deskriptiven Ethik zur Geltung kommen. Zunächst erscheint es freilich als das einzig Zulässige, dass die Moralphilosophie nicht imperativisch in dem Sinne ist, „dass der Philosoph sich herausnehme, neue Werte zu verlangen oder zu schaffen, sondern so, dass er nur von dem wirklichen Moralleben handelt“. Auch die Ästhetik hat ja „keine ideale Kunst auszuklügeln“. Aber dann kann es auch nicht Aufgabe der Moralwissenschaft sein, das Sittengesetz und die wahre Sittlichkeit erkennen zu wollen. Dann kann die Moralwissenschaft die verschiedenen moralischen Überzeugungen der verschiedenen Völker und Zeiten doch nur als Erscheinungsformen eines abstrakten gemeinsamen Inhalts oder als Annäherungen und Abirrungen von den jeweils geltenden Werten auffassen. Wenn aber die Moralphilosophie hofft, die „wahre Sittlichkeit“ erfassen zu können, dann wird für sie der imperativische oder vielmehr der schöpferische Ethiker bedeutsam. Es gibt — dies betont Windelband selbst ausdrücklich — auch im Ethischen ein Werte-Schaffen, man muss dabei nicht ausschliesslich an Nietzsche denken, auch Buddha oder Jesus schufen neue Werte. Unter diesem Gesichtspunkt indes scheint es, dass einerseits nur das höchste ethische Genie Gut und Böse als Absolutes erkennen könnte, dass aber doch schon die blosse Forderung einer kritischen Moralphilosophie eine gewisse ethische Genialität oder Kongenialität des Moralphilosophen voraussetzen muss. Man mag diesen Gedanken unwissenschaftlich nennen, aber dies hiesse wohl, dass die wissenschaftliche Moralphilosophie purer Relativismus ist.

Für den Individualgeist ist die Quelle seiner geistigen Inhalte die Gesamtheit der geistigen Inhalte seines Lebenskreises. Doch wirkt das Individuum wiederum auf diesen Gesamtgeist ein, und es hängt stets von besonderen Verhältnissen ab, ob in der Beziehung zwischen Individual- und Gesamtbewusstsein die Masse des Gemeinsamen oder das von ihm sich differenzierende Individuelle das in höherem Grade Wirksame ist. In jedem Falle ist das Indi-

viduum ein organischer Teil von „Willensgemeinschaften“, die nicht — wie etwa gewollte Vereine — gemacht, sondern geworden sind. Solche Willensgemeinschaften, die das Individuum als mehr oder weniger unabwendbar hinnimmt, sind Familie, Volk, Staat und Kirche. All diese Lebensgemeinschaften fördern und hemmen das Individuum von verschiedenen Seiten. Die geistige Substanz gibt ihm am meisten sein Volk, während der Staat vor allem als organisierter Gesamtwillen auf das Individuum wirkt. Dieser Gesamtwillen findet seinen Ausdruck im Recht als einem System von Normen, die das ethische resp. kulturelle Minimum bestimmen und erzwingen lassen. Insofern ist der Staat für die Kultur die bedeutsamste Lebensgemeinschaft, er prägt stetig ihren Begriff aus, um ihn zu verwirklichen. Eben damit ist auch gesagt, dass das Recht nicht *norma sui* ist, aber seine Norm stellt nicht das Naturrecht dar, sondern das Recht wird gemessen an seinen höchsten Zwecken. —

Die theoretische Klärung dieser höchsten Zwecke ist Aufgabe der Geschichtsphilosophie. Als das eigentliche Agens der Geschichte bestimmt Windelband die Spannung zwischen Individuum und Gesamtheit, eine Spannung, die ins allgemeine gewendet, sich wiederholt in den Beziehungen, in denen je die einzelnen Willensgemeinschaften zu übergeordneten Verbänden stehen. So stehen letztlich die Völkerindividualitäten zu dem aus ihnen sich entwickelnden Menschheitsbewusstsein in demselben Verhältnis wie die individuellen Persönlichkeiten zu den einzelnen Formen des Gesamtgeistes, die in den Völkern, den Staaten, den Religionen auftreten. Die wechselnden Spannungen zwischen den Individuen und den Gesamtheiten äussern sich nicht bloss als ein abwechselndes resp. sich durchdringendes Nehmen und Geben, wesentlich, ja für die geschichtliche Entwicklung das Wesentlichste sind die Konflikte: die Emanzipation der Individuen. Diese Emanzipation der Individuen von den jeweils geltenden Werten haben einerseits den Charakter eines „Sündenfalls“, doch sie haben andererseits vor allem auch etwas Produktives. Durch sie erwächst das Individuum nicht bloss zur „Persönlichkeit“, es kommen zugleich auch in diesen Konflikten aus der Persönlichkeit heraus überpersönliche Werte zum Durchbruch, die sich im Kleinen oder im Grossen der Gesamtheit bemächtigen. So erscheint die Geschichte als die fortschreitende Substanzialisierung objektiver geistiger Einheiten, die zwar nicht als selbst-Bewusstes wirklich sind aber doch eine eigene

Wirklichkeit dadurch besitzen, dass sie auf das Individuum wirken und von ihm Wirkungen empfangen. Die höchste Einheit und der höchste Inhalt objektiven Geistes ist das von der „Humanität“ erfüllte Gesamtbewusstsein der Menschheit. In einer wundervollen Anwendung der Monadologie fasst Windelband die Humanität als den gemeinsamen Inhalt auf, der in den Individuen und Völkern mehr oder minder dumpf dargestellt und vorgestellt wird und, als Idee der menschlichen Geschichte aufgefasst, sich stets klarer ausprägen soll. Diese „Gestaltung“ ist nun aber keineswegs ein blosser Fortschritt des begrifflichen Erfassens, also keine blosser selektive Synthesis, sondern primär ist sie ein realer Zuwachs stets neuer Inhalte, die das seelische und geschichtliche Leben produziert und substanzialisiert, aber nicht durch blosser Akkumulation, sondern — mit Kant zu sprechen — durch „Intussuszeption“.

Indem nun die Geschichtsphilosophie in der geschichtlichen Entfaltung der Humanität die Idee der menschlichen Geschichte zu erfassen sucht, ist es keineswegs ihre Sache, diese Idee zu hypostasieren, d. h. einen tatsächlichen Fortschritt in der Annäherung an ideale Zustände zu behaupten. Den realen „Fortschritt“ in der Geschichte beurteilt Windelband durchaus nicht schönfärberisch. Dass es im Hedonischen keinen Fortschritt gibt und dass die zunehmende Produktion der wirtschaftlichen Güter durch die zunehmende Produktion der Bedürfnisse im ganzen überflügelt wird, und dass auch sonst eher die Unzufriedenheit als die Zufriedenheit wächst, dies legen „ideal Gesinnte“ oft so aus, dass die Evolution sich ausschliesslich auf die Verwirklichung der wahren Werte beschränkt. Dagegen betont Windelband, dass der Fortschritt in der Verwirklichung der überindividuellen Werte, insoweit er sich aufzeigen lässt, eine quantitative Ausbreitung fast immer nur der Legalität ist. Die Wissenschaft überschüttet uns mit einer Unzahl von Wahrheiten, die wir ihr nur legal nachsprechen, selbst der Forscher kann sich ihrer nur zum allerkleinsten Teile innerlich bemächtigen; so bewirkt auch die Ausbreitung der Sittlichkeit fast immer nur eine Legalität der Handlungen, so die Konsolidierung der staatlichen Gemeinschaften eine blosser Legalität der Teilnahme; die Kunst, wenn sie ins Breite geht, veräusserlicht sich zur Legalität des technischen Könnens, die Religionen zur Legalität des Kultes oder der Phrase usw. Man kann natürlich sagen, dass dies keine fortschreitende Entwertung der überpersönlichen Werte überhaupt ist, sondern dass die Werte, indem sie

sich veräusserlichen oder auch ganz ausleben, neuen Werten Platz machen. Aber die neuen Werte sind zumeist bloss andere und werden nur selten als höhere empfunden. —

Es folgen nun die Probleme des Ästhetischen. Im Gegensatz zu den ethischen Werten, die alle in das Reich des Willens gebannt sind, stellen die ästhetischen Werte als Gegenstand eines interesselosen Wohlgefallens, d. h. in ihrer Beziehungslosigkeit zum Willen die edelsten Lebenswerte dar. So äussert sich der Einfluss Kants vor allem in der Lehre vom Schönen, deren unterscheidendes Moment er mit genialer Sicherheit getroffen hat. Es muss indess diese Lehre vom Schönen ein viel älteres philosophisches Gedanken- gut sein — die Selbstverständlichkeit, mit der z. B. Thomas von Aquin der Kantischen und besonders der Schopenhauerschen Bestimmung des Schönen nahe kommt, lässt vermuten, dass auch er sie vorgefunden hat („ad rationem pulchri pertinet quod in eius aspectu seu cognitione quietetur appetitus . . . bonum dicatur id quod simpliciter complacet appetitui, pulchrum autem dicatur id cuius ipsa apprehensio placet“). — Die Erweiterung der Gesichtspunkte und die Ergebnisse und Probleme wissenschaftlicher Forschung, die die Lehre vom Schönen seit Kant ins Grenzenlose ausgedehnt haben, werden von Windelband in einen Überblick zusammengefasst, der kaum etwas Wesentliches vermissen lässt, aber so gedrängt ist, dass er eine Wiedergabe in wenigen Sätzen ausschliesst. —

Wenn die Philosophie als Wissenschaft der Weltanschauung im Bereiche des Gewünschten und Geglaubten das Gewusste sucht, dann ist auch die Religionsphilosophie ein notwendiger Bestandteil der Philosophie. Es ist also Aufgabe der Religionsphilosophie, Wissen und Glauben zu scheiden. Windelband zeigt nun, wie dies einerseits in der Geschichte der Philosophie gelungen ist, und wie andererseits im religiösen Glauben ein Gedanke lebt, der die Philosophie aufs innigste berührt. Das Religiöse hat nämlich, wie Windelband lehrt, keine eigenen Werte, seine Bedeutung besteht vielmehr darin, dass es den überpersönlichen Werten eine metaphysische Verankerung und durch sie erst die Absolutheit zu geben versucht. Auch wenn durch diese Auffassung dem Religiösen und der Philosophie Gewalt geschieht, so ist doch sehr Bedeutsames in ihr: dass das höchste Problem der Philosophie auch inmitten des persönlichen und geschichtlichen Lebens steht.